

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 209.

Mittwoch, 8. September.

1915.

(10. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Panhuys.

Seine Gestalt straffte sich, und plötzlich gab er seinem Pferde die Sporen. Das packte dem Gaul aber gar nicht. Mit beleidigtem Zurückschlagen des Kopfes schob das Pferd los. Völlig verduht starrte Bieder dem Galoppierenden nach und die Kartoffelbuddlerinnen richteten sich aus ihrer gebeugten Haltung auf, es machte ihnen Spaß, den jungen Herrn als Rennreiter zu sehen.

Endlich holte Bieder den Grafen ein.

„Entschuldigen Sie bitte, lieber Herr Inspektor, mein ~~Donnerwetter~~ ich hatte eine Idee, die mich in übermütige Stimmung versetzte.“

„Ja, ja, jung Blut“, lächelte Inspektor Bieder und ein wenig Neid mochte wohl in dem Blick liegen, der die tadellose Figur des Offiziers maß.

Hans mußte sich die Frühkartoffeln in der Nähe betrachten. Er sprang gleich dem Inspektor vom Pferde und tat aufmerksam. So, als wäre er mit ganzer Seele bei den Kartoffeln.

„Das hier ist Kaiserkrone.“ Bieder hielt dem Grafen eine sandige Staube hin, an der ungefähr zehn Knollen hingen. „Die haben wir in diesem Jahre zum ersten Male eingelegt. Ist großartig geblieben. Na, bei solchem Boden auch kein Wunder.“

Er schwärmte von der Kartoffel und pries sie und Hans nickte manchmal zustimmend. Er freute sich scheinbar so sehr über die Güte der Kartoffeln, daß Inspektor Bieder lachend sagte: „Aus Ihnen, Herr Graf, wird sicher ein guter Landwirt, wenn einer sich für Kartoffeln interessiert, wird das allemal ein guter Landwirt. Ich kenne das, das ist ein untrügliches Zeichen.“

Hans lächelte verstohlen. Wenn Bieder ahnte, daß er kein Wort verstanden. Die Schallwellen hatten sein Ohr aufgefangen, aber der Sinn des Gesprochenen war ihm unklar geblieben. Wie konnte er denn an Kartoffeln denken, an Frühkartoffeln, jetzt, nachdem er den festen Entschluß gefaßt, sich endlich Magda Bergen zu nähern. Er war ja frei, vollkommen frei.

Magda Bergen.

Wie ein hehre Dichtgestalt schien sie ihm. Unirdisch schön. Bei eine Magda im Herzen trug, der durfte einer Friedel nicht mehr gedenken. Der „Frosch“ sollte sich nur vergnügen machen und holländische Zontheeren für sich in Liebe erglücken lassen. So ein langweiliger korrekter Mynheer paßte auch am besten zu Friedel Corboogen.

Bieder redete immer noch von den Kartoffeln.

Ja, o ein Mynheer paßt sogar vorzüglich für Friedel. Ein reicher holländischer Schloßbesitzer war was Feudales und Friedel würde sicher sehr dekorativ in den Rahmen aus schweren holländischen Gulden hineinpassen. Das Leben auf niederländischen Gelflüssen sollte, wie er gehört, riesig großzügig sein. Viel Gastfreundschaft und dergleichen. Gott, so was konnte er Friedel auch bieten. Jetzt war's ziemlich still auf Buedenbach seit des Vaters Tod, die Mutter liebte ihre Ruhe; wenn er jedoch erst hier ständia lebte, würde es anders.

Aber was ging ihn Friedel an. Dumm, daß sie sich immer zwischen ihn und Magdas Bild schob.

Und Bieder redet immer noch von den Kartoffeln.

Friedel war eine firme Reiterin und bot zu Pferde eine glänzende Erscheinung. Hier in der ganzen Umgebung gab es keine Zweite, die es ihr darin gleich tat. Auch Frau v. Kaiser auf Söllentin nicht, für die sämtliche Husaren der benachbarten Garnison schwärmten. — Donnerwetter, wieder dachte er an Friedel! Gewaltsam suchte er jetzt seine Aufmerksamkeit auf die Kartoffeln zu lenken.

Doch nun schloß Bieder eben seinen Vortrag, er redete nicht mehr von den Kartoffeln.

Die Arbeiterinnen buddelten und der Inspektor sprach mit einer von ihnen. Emsig bückten sich die Körper der Frauen, falkige Röcke flogen, sengender brannte die Julisonne. Blaue Schürzen pukten den Schweiß von den glühenden Gesichtern, und die stäubige, aufgewühlte Erde trocknete den Hals aus. Die Frauen hüftelten oft. Sandgeruch und Schweißgeruch wehten um Hans Buedenbach und er fuhr leicht mit dem kronengefächelten Batisttuch, dem ein matter Hauch von Nuchtenparfüm entstieg, über Stirn und Wangen.

Hans schwang sich wieder in den Sattel, der Inspektor folgte seinem Beispiel. Mit einem kleinen Umweg durch den Wald schlugen sie den Rückweg ein. Wie feierlich die alten Eichen standen. Hoch und majestätisch in ihrem ehrwürdigen Alter. In ihrem Schatten hatte wohl schon Hans Joachim Buedenbach gespielt, der junge Hans Joachim, der den Franzosen erschloß. Leise bewegten sich die Blätter an den Zweigen, ein feines Flüstern entstand dadurch. Die Geschichte von Hans Joachim, dem Knaben mit dem mutigen Patriotenberg in der kindlichen Brust, ging durch den Wald. Ein leiser Wind zog von Westen her. Die Zweige neigten sich tief, sie ehrten das Andenken Hans Joachims.

„Ich habe meiner Mutter versprochen, demnächst den Termin zu bestimmen, wann ich für immer heimkehre, um mich von Ihnen, lieber Bieder, in die Geheimnisse der Landwirtschaft einweihen zu lassen“, sagte Hans.

„Da wird sich die Frau Gräfin sicher sehr gefreut haben“, gab Bieder zurück. „Sie spricht oft zu mir davon, und es wäre schön, wenn wieder ein Herr auf dem Gute lebte.“

„So ein bißchen male ich mir das auch schon aus“, sprach Hans weiter, „die Uniform muß ja in den Schrank, aber meine Rennen reite ich weiter. Ich schaffe mir noch ein paar Rennpferde in den Stall und lege mir eine Trainerbahn zu.“

Und Hans schwärmte dem Inspektor von der Einrichtung des Stalles vor, den er bauen lassen wollte. Ein Musterstall. So einen, wie ihn Fürst Marow besaß, mit Kacheln und Wasserleitung, auch warm. Alle Bequemlichkeiten für verwöhnte Pferde mußten darin sein. Und er ritt nur noch auf ganz großen Bahnen, und die wertvollsten ersten Preise holte er sich alle, alle

Das erfuhr Inspektor Lüder auf diesem Mitt durch den Wald von seinem jungen Herrn, dem Grafen Budenbach.

Der Inspektor sagte zu allem „ja“. Wenn es dem Grafen Freude machte, sich abzugeben, ihm konnte es recht sein. Geld, die Pläne zu verwirklichen, war genügend vorhanden. Die Hauptsache schien ihm, daß der Graf wenigstens schon Neigung zum Landwirt verspürte. Unglaublich, wie der sich für die Frühkartoffeln „Kaiserkrone“ interessiert hatte. Das mußte er doch gleich nachher der Frau Gräfin mitteilen.

In wenigen Tagen reiste Hans wieder in seine Garnison. Das erste, was er tat, war, in der Zeitung nachzusehen, was im Theater gegeben wurde.

„Karl-Theater vom 7. Juli bis 5. August geschlossen“, las er.

Enttäuschung bemächtigte sich seiner. An die Theaterferien hatte er gar nicht gedacht. Wer weiß, wo Magda Bergen jetzt weilte! Das mußte zu erfahren sein, und da er wußte, daß sie hier in der Pension Großmann wohnte, wollte er sich am besten direkt an deren Inhaberin im Auskunft wenden.

Unter dem Vorwand, sich für eine Verwandte nach dem Preise der Zimmer zu erkundigen, würde er das Gespräch auf die Schauspielerin hinüberlenken, das übrige fand sich.

Frau Großmann vermutete einen Mieter, als ihr das Mädchen einen Offizier meldete.

Sie ließ bitten.

Das Mädchen öffnete den Salon, in dem sich eine Palme in Gesellschaft einer blauen Plüschgarnitur langweilte. Hans Budenbach trat ein, und wenige Minuten später stand die Herrin der Pension Großmann vor ihm. Ihr kleines, verknittertes Gesichtchen lächelte küß und sie versuchte, ein bißchen Hoheitsvoll zu tun, grande dame auszuwählen. Das glückte nicht. Die Hoheit lag auf ihrem Gesicht nicht fest und rutschte ab, nur das süßliche Lächeln blieb und die Neugierde einer kleinen alten Frau.

Mit knapper Verbeugung stellte sich Hans vor. Er fragte, ob in der Pension Zimmer frei seien und wie hoch sich die Pensionspreise beliefen. Eine alte Tante von ihm werde wahrscheinlich demnächst nach Frankfurt kommen.

Die kleine Frau hielt sofort eine längere Rede, aus der hervorging, daß sich die Preise ganz nach den Ansprüchen der Mieter richten. Momentan wären zwei Räume im ersten Stock frei, sie möchte sie dem Herrn gerne zeigen. Hans dankte, das sei nicht nötig; wenn die Tante käme, könnte sie das selbst tun, so genau kenne er ihren Geschmack nicht. Ob zurzeit überhaupt Damen in der Pension wohnten?

Gewiß; stolz nannte Frau Großmann den Namen der bekannten Schauspielerin. Die Dame sei jetzt verreist. Theaterferien.

„Wohin?“ Das entfuhr ihm allzu schnell.

Kühl und zurückhaltend ward das Lächeln der Frau Großmann. Durch dies eine Wort hatte sich Hans Budenbach verraten. — Also um Fräulein Bergen handelte es sich, und nicht um eines ihrer Zimmer. Schade, eine Verwandte des gräßlichen Offiziers hätte ihrer Pension einen sehr distinguierten Anstrich gegeben, noch dazu die Verwandte eines bekannten Herrenreiters, denn Frau Großmann hatte, trotzdem sie niemals ein Rennen besucht, doch schon von Budenbach gehört. Das mit der Tante war nur eine Ausrede gewesen. Um Magda Bergens Adresse zu erfahren, war er hier, das sah sie an dem Blick seiner Augen, die Antwort heischten.

Sie war doch keine Gelegenheitsmacherin. Reelle Absichten hatte der sicher nicht, der große Schlades mit dem hübschen Gesicht. Nein, nein, ein Offizier und eine Schauspielerin! Frau Großmann verstand nicht viel davon, aber warum die sich eigentlich nicht heiraten

durften, begriff sie nicht. Ausländer und vornehmer in Denken und Tun wie Magda Bergen konnte das hochgeborene reichste Fräulein nicht sein, das in irgend so einer schloßartigen Villa der Bodenheimer Landstraße wohnte. Zu einer Liebelei war die schöne Schauspielerin wahrlich zu schade. Und weiter beabsichtigte der Graf doch nichts.

Hans Budenbach merkte die ablehnende Haltung der Pensionsinhaberin, doch das schreckte ihn nicht.

„Darf ich wissen, wohin Fräulein Bergen gereist ist?“ wiederholte er seine Frage.

„Das weiß ich selbst nicht genau. Fräulein Bergen wollte mir schreiben, sobald sie irgendwo Aufenthalt genommen, bis jetzt erhielt ich noch keine Nachricht.“

Der Leutnant hörte die Rüge aus ihren Worten heraus, aber er machte keine Miene, sich aus dem Sessel zu erheben, den ihm Frau Großmann vorhin angeboten. Eigentlich hatte er hier nichts mehr zu suchen, er konnte aufstehen und sich verabschieden, und die Frau in dem schwarzen Tuchkleid schien das auch zu erwarten.

Verzweifelt suchte Hans nach einem Thema, das Gespräch weiterzuspinnen, vielleicht erfuhr er doch noch, was er wissen wollte. Das düstere Schwarz des Kleides zog seine Blicke an. Krampfhaft griff er nach diesem Anhaltspunkt. „Verzeihung, gnädige Frau sind in Trauer, hatten Sie einen Verlust in Ihrer Familie?“ Instinktiv hatte er das Richtige getroffen, Frau Großmann aus ihrer Reserve herauszubringen.

„Der Tod entriß mir meinen einzigen Sohn.“

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, wenn ich traurige Erinnerungen in Ihnen weckte.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das tut nichts, ich denke sowieso immer an meinen Liebling. Er war so schön und so begabt“, ihre Stimme schwoll an, „wie hätte der seine Fähigkeiten zum Nutzen der Menschen verwenden können, o, Herr Leutnant, ich sage Ihnen, mein Sohn war —“

Was der Sohn Frau Großmanns noch war, erfuhr Hans niemals, denn neben an ertönte ein lautes Hüsteln. Wie auf ein Zeichen brach da die trauernde Mutter ab. Herr Großmann schnitt in seiner ihr bekannten Manier die weiteren Lobreden auf ihren Sohn glatt ab.

Männer sind in Gefühlsachen roh, fand die Frau. Sie erhob sich jetzt, um die Unterhaltung zu beenden. Hans hatte nun wirklich keinen Grund mehr, länger zu verweilen.

Er machte ein niedergeschlagenes Gesicht.

Das deutete Frau Großmann falsch, sie glaubte, Hans Budenbach trauere mit ihr um ihren Sohn. Er schien ein gutes Herz zu besitzen, auf solch tiefes Mitgefühl war sie noch nie gestoßen in all den dreißig Jahren, seit sie sich in Schwarz hüllte. Das mußte belohnt werden. Ein leichtes, fast schelmisches Lächeln zitterte um ihre schmalen Lippen, und leise, wie ein Geheimnis, sagte sie: „Fräulein Bergen ist für vierzehn Tage nach Eoden am Taunus, ihres Halses wegen, in letzter Zeit war ihre Stimme ein bißchen überanstrengt. Dann glaube ich, reist sie noch mit ihren Eltern in den Harz.“

„Ah! Es ist sehr interessant, zu wissen, wo unsere Künstler ihre Sommerruhe genießen“, sagte er und leicht hin fügte er hinzu: „Wenn meine Tante kommt, hoffe ich sicher, sie wird Ihre Pension aufsuchen, gnädige Frau.“ Ein höflicher Gruß, Graf Budenbach hatte das Zimmer verlassen.

Frau Großmann stand am Fenster und blickte dem jungen Offizier nach, der eilig über die Straße ging.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Was ist gut? fragt ihr ... Tausend sein ist gut ... Aufsehung — das ist Vornehmheit am Sklaven ... Gute Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehl selber sei Gehorsam! Nichtsda.

Aus einem Gefangenenlager.

(Originaf.)

Gefangenen-Lager S., 25. August.

Der Truppenübungsplatz S. ist in ein großes russisches Gefangenenlager umgewandelt worden. Die Gefangenen kommen hierher direkt von der Front. Aber wie sehen diese Leute aus! Zertrüffelt, steif voll Schmutz und Läusen, viele barfuß, ohne Stiefel. Ein solcher Zug von 4000 ankommender Russen sollte einmal über die Wilhelmstraße gehen; darin ist die ganze Not des Krieges verkörpert.

Das Lager selbst gliedert sich in ein Baracken- und Erdbüttenlager. Die Baracken sind von Holz sehr gefällig ausgeführt, enthalten Ofen, Strohsäcke mit Kopfpolster, wollene Decken, Tische und Bänke. In einer solchen Baracke finden 120 Mann Unterkunft, am Ausgang befindet sich ein Brunnen, der an die Wasserleitung angeschlossen ist. Zu je 10 Baracken kommt eine Küche, ein Wasch- und Badehaus. Diese Küchen werden von deutschen Unteroffizieren beaufsichtigt und verwaltet. In größerer Entfernung befinden sich das Seuchen-Lazarett und die Desinfektions- und Entlausungsanstalt, wobei das Scheren (Haarschneiden) der Russen durch automatisch gehende Maschinen geschieht. Ganz besondere Reinlichkeit wird den Latrinen gewidmet, die für uns und die Russen aus sanitären Gründen streng getrennt sind. Manches Gasthaus könnte sich diese Reinlichkeit zum Muster nehmen.

Die Erdbüttenlager sind, da die ganze Gegend aus Sandboden besteht, sehr leicht anzulegen; der Boden wird keilförmig mit einer Sohle von etwa 8 Meter Breite und 6 Meter Tiefe ausgehoben, durch Wäffen, Schalter und Diele verschalt, im oberen Drittel mit Ventilation versehen, die Sohle (Fußboden) planiert, mit Stroh bedeckt, und das Lager ist fertig. Diese Anlagen sind billig herzustellen, fassen viele Leute und gewähren außerdem Schutz gegen rauhe Winde. Die Verpflegung der Gefangenen ist gut. Nur können die Kerle dreimal so viel essen wie wir. Ein Schnapf voll langt nicht, viele kommen gleich mit ihrer Waschkübel, die sie einen großen Schnapf nennen, in die Küche. So lange noch Essen im Kessel ist, wird ihnen bereitwilligst eine weitere Portion gewährt.

Die Arbeit gliedert sich hier hauptsächlich in Straßen- und Wegebau, Instandhaltung der Bauten, wobei die technischen Arbeiter noch eine kleine Vergütung in Geld erhalten. Die Außenkommandos werden zu landwirtschaftlichen Arbeiten verwandt. Außerdem sind hier im Lager größere Werkstätten aller Art vorhanden; Schreiner, Zimmerleute, Schlosser, Schmiede, Elektrotechniker, alles kann sich betätigen. Eine Baracke ist die sogenannte Kunstbaracke, wo die niedrigsten Gegenstände, Schatullen, Schnitzereien, Bildhauerarbeiten, Geigen, Korbflechterarbeiten und sonst alles mögliche hergestellt werden.

Zweimal wöchentlich ist für uns die Beschäftigung freigegeben. Der Sicherheitsdienst wird von Landsturmabteilungen versehen. Ein Barackenkomplex ist stets von zwei Etachelbrautgäulen umgeben, im ersten patrouillieren die Doppelposten, den inneren dürfen die Russen nicht ohne Wachmannschaft verlassen. Bei Disziplinwidrigkeiten treten strenge Strafen ein, die von den Russen sehr gefürchtet sind. Dieses ist auch erklärlich, denn wie sollten sonst so viele Menschen im Jügel gehalten werden, die doch auch als Gefangene immer unsere Feinde sind und bleiben.

Der Verkehr zwischen uns und den Russen geschieht durch Dolmetscher und Oberdolmetscher; zu jeder Baracke ist einer kommandiert. Der Religion nach haben wir hauptsächlich griechisch- und römisch-katholische Mohammedaner und teilweise auch Protestanten. Des Abends vor dem Schlafengehen treten sie zu fünf Gliedern an, halten ihre Abendandacht im Freien, wobei ein Vorsänger fungiert und singen zusammen mehrstimmige Choräle. Der ganze Gesang entbehrt nicht eines gewissen Wohlklangs. Den Schluß bildet eine gewisse Variation über die russische Hymne, wobei sich alle bekreuzigen. Eine große Anzahl trägt überhaupt kleine silberne Kreuze um den Hals. — —

Sanitätsunteroffizier D.

Aus der Kriegszeit.

Bitte an die Sterne,

Tief im weiten Russenlande
Stehe ich in kalter Nacht,
Halte an der Wzura-Strande
Fest und treu die deutsche Wacht.

Geb' den Blick oft zu den Sternen,
Zu den großen und den kleinen,
Die ja auch in meiner fernem,
Ach so fernem Heimat scheinen.

Stehen still und klar am Himmel,
Während wir in heißen Kämpfen,
In gewalt'gem Schlachtgetümmel
Feindlich' Raubgelüste dämpfen.

Viele haben hingegeben
Für ihr teures Vaterland
Schon ihr junges schönes Leben,
Weil's bei Gott geschrieben stand.

Und so wird noch mancher sterben,
Der jetzt mit uns kämpft und siegt,
Bis der Feinde Nacht in Scherben
Zerschmettert uns zu Füßen liegt.

Drum, steht es bei euch geschrieben,
Daß auch ich hier sterben muß,
Bringt, ihr Sterne all', der lieben
Heimat meinen letzten Gruß.

An der Wzura, 20. Februar 1915.

Erst.-Res. Fritz Fuh, Erst.-Res.-Inf.-Rgt. Nr. 1.

Der Einsender des Gedichtes ist, wie uns mitgeteilt wird, inzwischen auch wirklich den Heldentod gestorben.

Wem gehört die extrahierte Kugel? Wer jemals in einem Lazarett der Entfernung eines Geschosses aus dem Körper eines Verwundeten beigezogen hat, weiß, mit welchem Eifer dieser nach dem herausgezogenen Fremdkörper verlangt, um ihn als interessantes Gegenstand auf eine gefährliche Zeit aufzubewahren. Dem Volksempfinden gilt es als selbstverständlich, daß das Geschos demjenigen gehört, der es in seinem Leibe getragen hat. Auch die Rechtspredung steht auf seiner Seite, weniger aus Gefühlsgründen als vielmehr infolge logischer Schlüsse. In einer Entscheidung, die vor einigen Jahren von einem Münchener Gericht gefällt worden ist, handelte es sich um die Frage, ob der Arzt über die extrahierten Objekte — es waren Nierensteine — zu verfügen habe. Das Gericht sprach das Recht auf die Steine dem Kranken zu. Nieren-, Blasen- und Gallensteine, Infanteriegeschosse, Schrapnellkugeln und Granatplitter sind herrenlose Sachen. An diesen steht dem Patienten, aus dessen Körper sie entfernt worden sind, ein bevorrechtigtes Aneignungsrecht zu. Durch Ausübung dieses Aneignungsrechtes wird der Kranke Eigentümer der vorher herrenlosen Sache. Eine Aneignung des Arztes gegen oder ohne den Willen des Patienten ist ungesetzlich. Ein Okkupationsrecht der extrahierten Kugel steht dem Arzte nicht zu. Ist nun aber der Verwundete, so fragt Sanitätsrat Dr. Joachim in der Zeitschrift für ärztliche Fortbildung, der rechtmäßige Eigentümer des Geschosses? In Friedenszeiten wohl. Anders jedoch ist die Rechtsauffassung im Kriege. Das gegenwärtige Kriegsvölkerrecht, so führen neuerdings Juristen aus, das an Stell des Bürgerlichen Gesetzbuches getreten ist, kennt kein Völkerrecht des einzelnen; d. h. kein Recht auf Aneignung. Der Soldat wird dann erst Eigentümer des in ihm stekenden Geschosses, wenn es ihm die zuständigen Organe als Eigentum zugesprochen haben. Der Umstand, daß seine Besitznahme durch den Soldaten eine unfreiwillige war, nimmt dem Geschos nicht den Charakter der Beute. Der Verwundete besitzt das Geschos eigentlich nur für Rechnung desjenigen Staates, dem er angehört. An dessen zuständige Organe muß er sowohl wie die Ärzte das Geschos abliefern. Natürlich ist keine Gefahr vorhanden, daß der Staat sich in all solchen Fällen auf das Völkerrecht beruft. Da dem Verletzten das entfernte Geschos als teures Andenken gilt, wird es ihm dauernd überlassen, falls nicht etwa wissenschaftliche Gründe für eine Einziehung und Einsammlung sprechen.



Neues vom Büchermarkt.



Romane, Novellen.

* „Der Liebestee“ und weiteres Heiteres von Asta Burchardt-Rienstein. (Verlag von Theodor Gertenberg in Leipzig.) Die Verfasserin des humoristischen Wieder-mannromans „Herrn Drösel's Jungferntreife“, der im gleichen Verlag erschien und bereits von uns völlige Würdigung erfuhr, hat nunmehr eine Sammlung kurzer heiterer Skizzen herausgegeben, die solchen Anfall fand, daß sie schon in dritter Auflage vorliegt. Asta Burchardt-Rienstein gibt uns scharf pointierte humorvolle Arbeiten, die teilweise von feiner Bikanterie belebt sind. Einige der Skizzen erinnern an die Arbeiten Marie Madeleines. Köstlich ist „Gris-Perle“, „Rasse“ ist erst recht spitzbübisch. „Hüterinnen“ und „Immatulata“ bewegen sich in der gleichen Richtung. „Der Myrtenkranz“ ist dagegen poetisch-fein und rührend, während dann wieder in der Groteske „Befehung“ der Humor übermütig sprudelt. Wie wohl tut in der ernsten Zeit ein wenig Humor, wie wohl ein befreiendes Lachen. Darum wird das Buch sich vielleicht gerade jetzt noch einen größeren Kreis Freunde erwerben. B. v. N.

* „Krank am Kriege.“ Drei Kriegsromanen von Richard Kieh. (Neuf u. Mta, Verlagsanstalt, Konstanz.) Richard Kieh ist unseren Lesern längst kein Fremder mehr. Oft schon brachten wir seine Arbeiten in unserem Unterhaltungsteil, und mehr wie einmal gewannen wir die Überzeugung, daß diese Arbeiten allgemein gefielen. Nun ist ein Büchlein des jungen Schriftstellers erschienen, das drei künstlerisch fein geschriebene Romane enthält. Ganz besonders gut gelungen ist die erste Novelle „Bogrom“, die mit großer Lebendigkeit die Leiden der Juden in Rußland schildert. Die zweite Novelle ist ebenfalls fein geschrieben, aber im Vorwurf schon alltäglich. Es handelt sich um einen verwundeten Franzosen, der einen verwundeten „Boche“ erschießt, obgleich dieser ihn vorher labte, in der irrigen Meinung, der Barbar wolle ihn umbringen. Die dritte Arbeit „Krank am Krieg“ ist eine psychologisch interessante Studie, die wahr und plastisch gezeichnet, den guten Eindruck, den die erste Arbeit hervorrief, neu aufleben läßt. Wir sind überzeugt, daß Richard Kieh mit diesem Büchlein Erfolg haben wird. B. v. N.

* „Der versunkene Herrgott.“ Roman von Walter Burt. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.) Noch vor kurzem hätte jeder Kritiker ein Buch wie dieses, das so wenig den Forderungen der Gegenwartskunst entspricht, das in einer kindlichen Romantik sich ergeht, seltsame und abenteuerliche Motive ohne seelische Vertiefung aufhäuft, in der Sprache keinen Anspruch auf Wirklichkeit erhebt, recht dorb heruntergemacht; auch jetzt wird man die Schwächen des Romans nicht verkennen, aber doch zugleich etwas darin finden, was solche Fehler aufwiegt, eine lebenswürdige, gemütvoll Naturpoesie, gelegentlich auch anspruchsvollen, aber echt empfindenden Humor. Auch für jüngere Leser eignet sich das Buch recht gut.

* „Parsifal in Monte Carlo.“ Ein Riviera-roman von Richard Bof. (H. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) Zum zweiten Male hat Richard Bof die seelischen Vorgänge in Richard Wagners Bühnenweihfestspiel dichterisch paraphrasiert. Ähnlich wie in seinem Roman „Kundry“ versucht auch hier das Werk Erlösung zu finden durch die Liebe. Als reiner Tor wächst auch Francesco, der Hirtenknabe der Riviera empor, der dann als junger Mann in verärgertem Schauen die Geheimnisse des Grales erlebt, bis ihn die Jugendgepielen hinauslockt in die Welt der Lust. In Monte Carlo findet der Welffremde den Parsifal, um dann, gleich seinem Helden, die Versuchung zurückzustoßen. Das alles erzählt uns der Dichter in seiner eigenen, glühend leidenschaftlichen Rhetorik, in der es funkt und gleißt. Freilich lehrt dann manchem Leser auch die Ernüchterung zurück, und er erkennt die Unwirklichkeit dieser ganzen Phantasiwelt; sie bleibt eben Bühnenkunst, glanzvolle Außerlichkeit.

* „Carneval“ von Felix Philipp. (Breslau, G. Schottländer, A.-G.) Der viel gewandte, vielleicht über Gebühr von der Kritik heruntergemachte Dramatiker gibt hier ein buntes Quodlibet zum besten, Essays, persönliche Erinnerungen, Theaterstücke und Prosafiktionen. Wenn er über das Thema schreibt „wie ein Stück entsteht und vergeht“, so wird seine Abhandlung von selbst zur oratio pro domo; aber es findet sich doch viel Beherzigungswertes darin. Interessant sind auch die leider nur zu kurzen Vahreuther Tagebuchblätter von 1882, während die poetischen Sachen weniger Tiefe als Theateroutline offenbaren; die Tragik besonders steht Philipp schlecht zu Gesicht.

Politik.

* „Die Partei der Zukunft von einem Deutschen.“ (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.) Dies von Liebe zu unserm Volkstum durchtränkte Buch zeigt uns Deutschen, was uns not tut. Der Verfasser geht von der Überzeugung aus, daß heute eine breite und tiefe, sich stetig verstärkende nationale Bewegung in Deutschland um sich greife. Doch sei sie zur Zeit noch zur Ohnmacht verurteilt, da die vorhandenen politischen Parteien und wirtschaftlichen Organisationen die Anhänger dieser Bewegung stets gegeneinander hetzten. Dieser Zerissenheit unseres Volkes will der Verfasser entgegenreten. Er stellt die Forderung auf, daß über all den Parteihader weg sich die Nationalen die Hände reichen sollten, indem sie sich auf ein nur national-politisches Programm verpflichten. Als Grundbestandteile dieses Programms sieht der Verfasser an: Die Pflege des leiblich-materiellen und des geistig-sittlichen Wohls des deutschen Volks in Gegenwart und Zukunft. Des weiteren aber die Pflege des Wohls der nationalen Staats, der mächtvollen Organisation unseres Gesamtvolks. Von diesen Grundthesen ausgehend, behandelt der Verfasser in systematischem Aufbau die Fragen der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturpolitik, des Rechts-, Rechts- und Wohlfahrtsstaates.

Lehrbücher.

* „Schuldnersnot.“ Aus der Rechtspraxis des Schuldners. In 8 Tagen unpfändbar — der geprellte Gläubiger und anderes. Von Dr. jur. Ed. Karlemeyer. (Verlagsanstalt G. Abigt, Wiesbaden.)

Zeitschriftenchau.

* „Sachsen im Feld und in der Heimat.“ Der deutsche Soldat muß auch etwas für sein Gemüt haben; deshalb bringt u. a. in Nummer 9 von „Sachsen im Feld und in der Heimat“ Professor Georg Witkowski einen interessanten Beitrag über den „Alten deutschen Kriegsgefangen“. Um den Sangesfreudigen und Sangeskundigen im Schützengraben eine besondere Freude zu machen, ist noch eine von Richard Linemann gestiftete vierseitige Musikbeilage eingelegt. Technik und Hygiene spielen in der Organisation der modernen Kriegsführung eine große Rolle. Im Bild sieht man, wie unsere sächsischen Eisenbahner eine Notbrücke bauen, auf der alsbald eine eilige Feldbahn ihre Arbeit verrichtet.

* Nr. 19 der „Front“ (Verlag „Licht und Schatten“, Berlin, W. 9) enthält eine Novelle von Max Daubenden „Zwei Reiter am Meer“ und einen Aufsatz von Erich Büttner „Aus meinem Schifferleben“ mit 4 Zeichnungen des Künstlers. Weitere künstlerische Beiträge sind: „Auf Belgiens Dünen“ von Dora Gietter, „Verirrt“ von Pfäelcher von Othegraben, „Holländische Fischerfrauen“ von Hans von Bartels f. Ein humoristisches Blatt von Otto Haupt schließt die Nummer ab.

* Das soeben erschienene Heft 28 der bekannten „Deutschen Moden-Zeitung“ bringt in seinem Modeteil neue Vorlagen für die Herbst- und Winterkleidung der Erwachsenen und Kinder. Der Handarbeitsenteil enthält Abbildungen von schönen und zweckmäßigen Arbeiten aller Art mit Mustervorlagen und der Leserteil zeichnet sich durch einen spannenden Roman aus, während der ihm angegliederte Teil „Haus und Küche“ der Hausfrau nützliche Belehrungen über manche Wirtschaftsfragen vermittelt. Die „Deutsche Moden-Zeitung“ (Verlag Otto Behr, Leipzig) erscheint monatlich zweimal.

* Die Hefte 31/43 des 52. Jahrgangs der „Deutschen Romanezeitung und Romanbibliothek“ (Otto Janke, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 11) sind erschienen und zeichnen sich wieder durch Reichhaltigkeit und gebiegene Wahl der Artikel aus.

* Die Monatschrift „Die weißen Blätter“ (Leipzig, Verlag der Weißen Bücher) enthält im September-Heft u. a. Sternheims dritte Erzählung „Schulin“ und das dreifaktige Schauspiel „Der Ruhetag“ von Paul Claudel.

* Der 2. Band des „Kriegsalbums der Woche“ (Verlag A. Scherl, Berlin) ist erschienen und kann allen denjenigen, die Wert auf eine dauernde Erinnerung aus der Kriegszeit legen, warm empfohlen werden. Der wertvolle Band ist gebiegen und geschmackvoll in jeder Beziehung.

* Das deutsche Witzblatt die „Regendörfer Blätter“ (Verlag J. F. Schreyer-München) ist uns zugegangen. Der erste Halbjahrsband der Zeitschrift steht in seinem ganzen Umfange im Zeichen des Krieges. Das künstlerisch ausgestattete Witzblatt hat sich seiner Überlieferung getreu auch während des Krieges bewährt und viel Freude und heitere Berührung dem deutschen Heim und unseren tapferen Feldgrauen draußen gebracht. Jeder Freund wirklichen Humors wird gewiß nicht veräumen, sich in den Besitz des Bandes zu setzen.